Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(4. Fortsetzung.)

Die hagere, ältliche Dame, die niemals schön gewesen, und deren Antlitz nun ganz und gar Nase war, eine lange, scharf gebogene Hakennase, hatte zwei Gewohnheiten, die den Verkehr mit ihr zu einem bescheidenen Vergnügen machten; sie sprach ohne Unterbrechung und schoß rastlos umher.

Es gab Menschen, welche behaupteten, daß sie einmal fünf Minuten lang geschwiegen; aber daß sie ebenso lange in einer Stelle geblieben, dessen wußte sich Niemand zu erinnern.

„Warum antwortest Du nicht?" fuhr sie hart fort und stürzte auf das Mädchen zu, welches sich lachend erhoben.

„Und wie Deine Frisur aussieht!" Sie strich ihr über das Haar. „Ewig in Unordnung—das wird noch mein Tod sein!"

Dann eilte sie zum Mitteltische.

„Ah! das Portrait des Feldmarschalls! Sehr ähnlich! nicht wahr, meine Herren?!....Aber, Dietrich, ich habe Dir ja noch gar nicht gratulirt! Helene, warum hast Du mich nicht daran erinnert? Hast Du es vergessen? Dergleichen darf man nicht vergessen!.. Also meine herzlichsten Glückwünsche! Ich komme leider mit leeren Händen! Schon im vorigen Herbste habe ich eine Arbeit für Dich begonnen, aber sie blieb immer liegen! Mein Gott! wer sollte auch an Alles denken?...."

Sie wendete sich zu den beiden von Bräuerle.

„Sie dürfen deshalb nicht glauben, meine Herren, daß ich vergeßlich bin! Mir entfällt höchstens auf kurze Zeit etwas! Nun, was ich fragen wollte — wie befinden Sie sich? Neulich sprach ich mit Jemand, ich weiß nicht mehr, mit wem — und er äußerte etwas höchst Schmeichelhaftes über Sie — aber was war es nur?....Helene! Ein junges Mädchen lehnt sich nie ganz in einen Fauteuil zurück! Merke Dir das, mein Kind, Deine alte Tante weiß, was sich schickt — das wird Dietrich bestätigen!"

„Clarisse," sagte der Graf ungeduldig, „ich bestätige Dir, was Du willst, aber setze Dich nur auf eine Minute ruhig hin!"

„Mein Gott, wie Du nur wieder sprichst, Dietrich! Wer ist von Natur schweigsamer, als ich, wer liebt die Ruhe mehr? Aber ich kann ja nicht, wie ich will — mein Gott! was ich heute noch Alles zu besorgen habe!....Aber ich muß ja auch vorher noch mit Dir reden, Dietrich. Daß mir dies erst jetzt einfällt! Die Herren entschuldigen schon!"

Sie zog ihn in's Nebenzimmer, er folgte zögernd.

„Was ich nur sagen wollte?" begann sie. „Sophie wird gleich hier sein! Sie ist in höchster Aufregung, sie fiebert und läßt sich durchaus nicht abhalten! Sie meint, Du würdest es ihr als Feigheit anrechnen, wenn sie nicht käme. Als Feigheit! Ich flehe Dich an, sage mir doch sofort, was zwischen Euch vorgefallen ist?"

„Nichts, was Dich interessiren könnte!" erwiderte er scharf. „Weiß sie, daß wir heute den Baron erwarten?!"

„Nein! — ja! — ich weiß es wirklich nicht genau!"

„Besinne Dich, Clarisse!" Er faßte ihren Arm. „Es ist von höchster Wichtigkeit!"

„Ich begreife nicht, was kann daran liegen? Doch ich besinne mich — ich habe ihr Nichts davon gesagt. Ich hatte zwar die Absicht, sie damit zu überraschen, aber zuerst war Helene dabei, und in ihrer Gegenwart durfte ich ja Deinem Wunsche gemäß nichts über seine Ankunft sprechen, und dann, als das Kind gegangen war, hatte ich es vergessen.... Aber ich kann es ja sofort nachholen!"

„Du bleibst!" befahl der Graf. „Sie erfährt keine Silbe, bis er in's Zimmer tritt — verstehst Du?!"

„Aber mein Gott, wozu diese Mysterien? Sie weiß ja bisher noch kein Sterbenswörtchen, die Aermste! Zuerst sagtest Du: „Du darfst es nicht eher sagen, als bis wir über Helenens Gefühle im Klaren sind!" Gut — das verstand ich! Dann sagtest Du: „Ich werde den Baron einladen. Kommt er, so thut er's nur Helenens wegen! Sagt er ab, so muß ihn das arme Kind vergessen lernen! Schweige also, bis seine Antwort eintrifft!" Auch darin war noch Vernunft! Aber jetzt! — heute?!"

„Du wirst schweigen!"

„Nun ja! — aber warum schneidest Du ein Gesicht dazu, als ob Du die ganze schöne Gotteswelt —"

Sie stockte.

Wie wenig sie auch sonst schärferer Beobachtung fähig sein mochte, selbst sie erkannte, daß in diesem Manne jetzt ein furchtbarer Aufruhr der Empfindungen tobte.

„Was hast Du nur?" fragte sie bestürzt.

„Geh!" murmelte er. „Nein, bleib', höre, Clarisse! Es wäre wohl das Beste, wenn Du sofort mit dem Mädchen nach Wolfenegg zurückkehrtest — sofort!"

„Ehe der Baron eintrifft?.... Was ist vorgefallen?.... Bist Du wahnsinnig?"

„Ich war's!" sagte er. „Ich war's, als ich das Unmögliche begann, jetzt sehe ich klar! Oh! die Schatten....Aber es ist zu spät! Es kommt Alles, wie es kommen muß! Es ist zu spät, Clarisse! Aber nun geh!"

„Zu spät! Natürlich! Aber....."

„Geh!" wiederholte er.

„Noch ein Wort!" flüsterte sie. „Das Wichtigste! Hast Du mit Helene gesprochen? Sie brennt lichterloh, nicht wahr? Aber hast Du sie denn auch vorbereitet? Weiß sie, daß er jeden Augenblick hier eintreffen kann?"

„Nein!"

„Aber das muß ja sofort geschehen! Du kennst die kleine Person nicht. Sie wäre fähig, aufzuschreien oder gar in Ohnmacht zu fallen!....Rasch, rasch!"

Sie stürzte in's Arbeitszimmer zurück.

„Clarisse!" rief er ihr nach.

Sie hörte ihn nicht mehr.

„Es ist auch dafür zu spät!" murmelte er.

Der Grimm, das Grauen, das Mitleid mit dem holden Kinde, dem einzigen Wesen auf Erden, welches er liebte, übermannte ihn. Er wankte, ein rother Schein flimmerte vor seinen Augen, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Dann aber biß er sich auf die Lippen und ballte die Fäuste, daß ihm die Nägel schmerzhaft in's Fleisch drangen.

„Stark sein!" knirschte er. „Auch dieser Frevel muß gerächt werden, und wenn es meine letzte That auf Erden sein sollte, und wenn ich selbst dabei zu Grunde gehe!"

Er strich sich über das Antlitz, als wollte er die Spuren der Erregung daraus hinwegstreichen. Dann kehrte er wieder zu seinen Gästen zurück.

Die beiden von Bräuerle hatten sich inzwischen bemüht, Helenen nach besten Kräften zu unterhalten und zu belehren. Sie sprachen von Pferdezucht im Allgemeinen, von der „Sphinx" im Besonderen, überaus beredt, aber ohne gegen das Naturgesetz zu verstoßen, demzufolge ein Bräuerle niemals einen Satz zu Ende bringen konnte. Der Eintritt der Stiftsdame hatte sie eben in einer begeisterten Schilderung der Stute unterbrochen.

„Wer trägt den Kopf so hoch?" fragte sie. „Von wem erzählten Sie da? Aber Sie sprachen ja auch von einem hellen Gewieher?! Ah so! ein Pferd! Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrechen muß! Sie entschuldigen uns für einige Sekunden!"

Sie stürzte auf Helenen zu, riß sie zur Causeuse hin, drückte sie auf den Sitz nieder und setzte sich neben sie.

„Helene!" flüsterte sie. „Schwöre mir, daß Du nicht erröthest oder aufschreist!"

„Aber warum sollte ich, Tante?"

„Weil ich Dir etwas zu sagen habe. Ich kenne Dich leider! Schwöre!"

„Ich schwöre!" sagte Helene feierlich und hob die Schwurfinger.

„Nun denn — Baron Georg wird gleich hier sein!"

„Ach!" seufzte das Mädchen und schnellte erröthend empor.

„Siehst Du!" flüsterte die Stiftsdame zornig und zog sie nieder. „So hältst Du Deine Schwüre! Das Fräulein schreit auf und wird blutroth, wie ein bürgerliches Gänschen! Du wirst nie lernen, was sich schickt, das wird noch mein Tod sein!"

Der General war eingetreten und wandte sich zu den beiden Jünglingen, die schweigend vor dem Portrait des Feldmarschalls gestanden und ihm nun einige Bemerkungen hierüber mittheilten.

„Gottlob!" seufzte Clarisse auf. „Da ist ja Dietrich und zeigt auch wieder ein menschliches Gesicht! Nun brauche ich mich wenigstens nicht mehr um die beiden Jungen zu bekümmern; wer Dich zu beaufsichtigen hat, kann daneben nicht etwas Anderes thun. Weißt Du denn auch, wie Du Dich zu benehmen hast, wenn er eintritt?"

„O ja, Tante!"

„O nein! Nichts weißt Du, nichts! Man muß Dir Alles sagen."

Sie erhob sich, zerrte das Mädchen zum Sopha hin, drückte es in die Ecke und setzte sich in die andere.

„So!" befahl sie. „Hier sitzest Du nun und rührst Dich nicht von der Stelle! Und wenn er kommt, so bist Du gleichgiltig, verstehst Du, gleichgiltig!"

Vom Schloßhofe her ward das Geräusch einer einfahrenden Equipage hörbar.

„Oh mein Gott!" flüsterte die Comtesse und erröthete wieder. „Da ist er wohl schon!"

„Helene!" zischelte die Stiftsdame. „Werde blässer! werde blässer! — oder es wird noch mein Tod sein!"

Der General war an den Schreibtisch getreten und blickte hinaus.

Ein Zucken überflog seinen Körper. „Er sieht seinem Vater ähnlich!" dachte er. „An ihm liegt's, ob er ein Ende nimmt, wie sein Vater!"

„Herr Baron Georg von Thernstein!" meldete der Diener.

„Blässer!" flehte Clarisse noch einmal.

„Sehr angenehm!"

Der General schritt auf die Thüre zu und reichte dem Eintretenden die Hand.

Er kannte diese stolzen Züge, diese strahlenden blauen Augen, diese freie, von blondem Haar umringelte Stirne, — er hatte sie seit jener Spätherbstnacht im Parke zu Pernhofen oft in seinen häßlichsten Träumen gesehen.... wieder wollte ihn das Grauen übermannen, aber er bezwang es.

Er konnte sogar freundlich lächeln, und nur die Stimme zitterte, als er sagte:

„Willkommen, Herr Baron! Ich hätte Sie unter Tausenden sofort erkannt — Sie tragen Namen und Wappen im Antlitz!"

Georg verbeugte sich.

„Ich bin Ihrer Einladung mit Freuden gefolgt, Herr General!" Er schien befangen; ein spähender Blick streifte die Züge des Grafen und glitt dann rasch, wie verstohlen, durch's Zimmer.

„Ich komme," fuhr er fort, „wie ich erst gestern aus den Zeitungen erfahren, an einem festlichen Tage. Meine herzlichsten Glückwünsche!"

„Ich danke Ihnen!" Sie schüttelten einander noch einmal die Hände. „Zum sechzigsten Geburtstage sollte man eigentlich vernünftiger Weise Condolenzen entgegennehmen."

Er führte den Gast vorwärts, an den beiden von Bräuerle vorüber.

„Die Herren kennen einander?"

„Gewiß — durch Sphinx!" sagte der Aeltere.

„Ich erinnere mich!"

„Kapitalpferd!" versicherte der Jüngere. „Kauf reut uns nicht!"

„Und nun gestatten Sie, daß ich Sie meiner Schwester und meiner Nichte vorstelle!"

Helene war nicht blässer geworden, und nun beging sie ein neues Verbrechen.

„Aber mich kennt ja der Baron schon, Onkel!"

„Gewiß!" erwiderte Georg herzlich, „und ich freue mich aufrichtig, Sie so unvermuthet —"

„Auch ich erfuhr es eben erst und —"

Die Stiftsdame hatte ihr starres Entsetzen überwunden. Sie zupfte das Mädchen so energisch am Aermel, daß es auch der Arm deutlich verspürte.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Baron!" Sie wies auf den nächsten Fauteuil. „Ich erinnere mich, meine Nichte sprach uns einmal von Ihnen! Sie waren ihr Cotillontänzer bei einer Reunion im Adeligen Casino!"

„Mehrere Male, Tante!"

Clarisse fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Sie haben große Reisen gemacht?" fragte sie fast stammelnd. „Sie waren auch in Amerika? Es soll dort sehr hübsch sein, aber auch sehr — heiß?"

„Am Aequator allerdings!" erwiderte er. „In Canada ist es sehr kalt!"

„Was Sie nicht sagen! Sehr kalt? Das ist ja höchst interessant! Da gibt es ja wohl sogar Eisbären dort? Ich habe einmal ein solches Fell gesehen — das müssen sehr — sehr niedliche Thierchen sein!"

Es blieb der Stiftsdame erspart, ihre Kenntnisse in der Geographie und Zoologie des Ferneren zu enthüllen. Die Thüre hatte sich abermals geöffnet, die Gräfin war eingetreten. Das edel geschnittene Antlitz erschien im Rahmen der dichten schwarzen Flechten fast gespenstisch bleich, die zarte Gestalt hielt sich nur mühsam aufrecht.

Der General schritt ihr rasch entgegen.

„Du bist leidend?" fragte er.

„Ich danke," erwiderte sie leise. „Ich bin wieder wohler. Meine besten Glückwünsche!"

Ihr Gatte faßte ihre Hand.

„Du erlaubst, daß ich Dir den Baron Georg von Thernstein vorstelle!"

Georg verbeugte sich; sein Antlitz war so blaß geworden, wie das der Gräfin. Sie aber tastete wankend, keines Wortes mächtig, nach der Lehne des nächsten Fauteuils.

„Du bist unwohl!" rief die Stiftsdame erschrocken. „Mein Gott ich warnte Dich ja!"

„Es ist nichts!" stammelte sie. „Seien Sie willkommen, Baron—"

Ihre Lippen erblaßten, die Augen schlossen sich.

Clarisse eilte hinzu und ließ die Ohnmächtige in den Fauteuil sinken.

„Sophie! Liebe Sophie!" schluchzte Helene und bedeckte die Hände der Gräfin mit Küssen. „Helft doch, sie stirbt!"

„Es ist nur eine Ohnmacht!" rief Clarisse.

Der Graf war langsam, ohne die Augen von dem bleichen Antlitz zu wenden, einige Schritte zurückgewichen.

„Nur eine Ohnmacht!" murmelte er. „Jähe Freude tödtet nicht!...... Er ist's!"

Fünftes Kapitel.

Es war zwei Stunden später, gegen die dritte Nachmittagsstunde. Die Sonne brannte mit voller Gluth hernieder; still standen die glühenden Lüfte über der erhitzten Erde. Die guten Villacher hatten in ihrem reichen Schmuck auf dem Heimwege noch mehr zu leiden als früher. Aber was war dieses äußere Ungemach gegen die innere Empörung! Dem wohllöblichen Bürger-Grenadier-Corps war heute eine Schmach, eine Zurücksetzung widerfahren, wie sie bisher Niemand — oder bleiben wir bei der Wahrheit — wie sie bisher nur zuweilen Jemand der ruhmvollen Genossenschaft anzuthun gewagt. Der Graf hatte die Herren Offiziere drei Stunden ohne Bescheid warten lassen und ihnen dann durch seinen Diener mitgetheilt, daß er sie nicht empfangen werde.

Aber noch mehr: Es hatte sich auch Niemand darum gekümmert, wie sie nun wieder zur Station gelangen sollten. Rathlos standen sie im Schatten des Portals und blickten bang in den sengenden Sonnenschein hinaus, als endlich wieder der Kastellan erschien und trotz seiner sichtlichen Verstörung sofort that, was schicksam war. Er sorgte für einen Wagen und entschuldigte den Grafen, so gut er konnte: Die Gräfin sei soeben plötzlich ohnmächtig geworden.

Die Thatsache an sich war richtig. Aber war dies hier ein stichhaltiger Grund?

„Der Blutrich könnt' wahrhaftig daran gewöhnt sein, daß das arme Weib in Ohnmacht fällt!" sagte der Krämer grimmig. „Nun spielt er sich plötzlich auf den Zärtlichen hinaus!"

Der Gastwirth stimmte eifrig zu.

„Es ist ja nur eine Ausrede!" rief er. „Zum Diner hat er sich mit seinen Gästen ohne die Gräfin gesetzt! Der Appetit ist ihm also nicht vergangen!"

Nur Meister Kilian schwieg; er, der allmächtige Hauptmann, der diesen „Korpsbeschluß" durchgesetzt, empfand auch die Schmach am tiefsten; er schwieg, bis sich endlich seine Entrüstung in den Worten entlud:

„Und nicht einmal von einem Geschenk an die Korpskasse war die Rede! Er ist also nicht blos ein Blutrich, sondern sogar ein Geizhals!"

Der Schneider irrte, wie wir wissen. Der General hatte nicht aus Sparsamkeit die Deputation zu sehen vermieden, und vollends wäre ihm kein Opfer zu schwer gewesen, wenn er sich an diesem Tage auch den anderen Pflichten der Höflichkeit hätte entziehen können. Er litt Furchtbares, während er so an der festlich geschmückten Tafel saß und freundliche Worte geben und empfangen mußte. Jedes Wort aus dem Munde des Mannes, den er nun als seinen Todfeind erkannt, jeder freundliche Scherz, den Helene an diesen Mann richtete, ging ihm wie ein Dolchstich durchs Herz. Aber den schlimmsten, den bittersten Grimm erregte ihm der Gedanke an seine Gattin.

„Da liegt nun wohl die Fromme auf den Knieen," dachte er, „und dankt dem Himmel, daß es ihrem Geliebten durch ein infames Mittel gelungen ist, sich Eintritt in ihr „Gefängniß" zu verschaffen! Jetzt ist Alles gut, obwohl der „grausame Tyrann" leider noch immer lebt. Einsame Gefangenschaft ist peinlich; zu Zweien kann sie sich vielleicht sehr angenehm gestalten!"

Aber auch der Graf irrte; Sophie jubelte in diesem Augenblicke nicht. Einsam lag sie auf ihrem Schmerzensbette; das Zimmer war verdunkelt, weil ihre Augen, die in den letzten Tagen so viel geweint, die Sonne nicht vertrugen, nur einzelne goldige Lichtfäden stahlen sich durch die Gardine und ließen den hellen Sammt, die silbernen Spiegelrahmen des reichen Boudoirs aufleuchten. Aber tiefere Dämmerung war in ihrem Herzen, und kein tröstlicher Strahl erhellte ihren Jammer.

Wirr zogen die Bilder der Erinnerung durch das fiebernde Hirn, und je lichter sie waren, je schöner sie ein fernes Glück vorgaukelten, desto schmerzhafter zuckte das arme Herz — jenes Glück war verloren, verschleudert und versenkt, wie ein Edelstein im Meere; keine Menschenkraft vermochte es wieder heraufzuholen, und jeder Versuch konnte das Weh nur mehren und vergiften, indem er die Schmach hinzufügte!

Oh! sie hatte dies erkannt, sie hatte den Retter nicht gerufen, und wenn er nun doch um dieses Kleinods willen Leben und Glück einsetzen wollte und sich zum Sprung in die Tiefe rüstete — ihre Schuld war es nicht, wenn er unterging ....Und doch! ward sie nicht schon dadurch schuldig, daß sie es schweigend duldete? Aber durfte sie es verhindern? Ging es nicht über Menschenkraft? Und konnte es der Wille Gottes sein, daß zwei Herzen elend blieben für und für?....

Rathlos, in bitterster Seelenqual, wand sie sich auf ihrem Lager und schloß die Augen, wie vor einer drohenden Gefahr. Aber sie sah sie deshalb doch, die Bilder der Zukunft, immer düsterer, immer häßlicher kamen sie gezogen, und sie erblickte sich selbst, qualvoll verendend unter der Faust des Peinigers, oder lebend, liebend und geliebt, aber befleckt von Sünde und Schande....ach! was war das Schlimmere?....

Sie richtete sich auf und erhob die gefalteten Hände; ihr Herz schrie empor um Rettung und Erbarmen und legte zahllose Gedanken und Bitten in die Worte, welche die bleichen Lippen immer wieder murmelten:

„Vater Unser, der Du bist im Himmel....führe uns nicht in Versuchung ....Vater Unser, der Du bist im Himmel"....

Wäre diese Frau eine Sünderin gewesen, beladen mit der schlimmsten Schuld, welche ein Mensch an dem anderen begehen kann, vielleicht hätte sich selbst dann ein gütiges Herz ihrer erbarmen mögen, um der Qualen willen, welche sie in dieser Stunde litt, und nun gar ein allgütiger Gott! Aber war sie eine Sünderin? Und wenn ihr Eid am Altare ein Frevel gewesen, hatte sie ihn zu verantworten? Traf nicht Andere die schlimmere Schuld?

„O mein Gott," stöhnte sie, „Du weißt ja, ich mußte es thun!"

Aber wenn sie wirklich nur ein Opfer gewesen, ein Werkzeug in fremder Hand, warum griff sie sich nun verzweifelt ins Haar und knirschte:

„Mich trifft nur, was ich verdient! Ich wußte ja, daß ich ihn nie würde vergessen können — warum versprach ich es mir selbst und Anderen?!"

Und wieder kamen die Bilder der Erinnerung gezogen, und sie blickte schaudernd zurück, wie sich Glied um Glied gefügt zu der Kette, welche sie nun fesselte, so ehern und unlösbar, daß sie nur ein Retter zu sprengen vermochte, der Tod! Aus Unglück und Verblendung war diese Kette geschmiedet, aus falscher Scham und echter Liebe, der heiligsten, welche ein Herz empfinden kann, der Kindesliebe.... Wehe dem Kinde, das nicht Alles daran setzt, das greise Haupt des Vaters vor Schmach zu schützen — gewiß! sie hatte schließlich nur gethan, was sie gemußt, aber wäre nicht vorher ein rettender Ausweg möglich gewesen? Und war es nicht ein Frevel gegen sich selbst, wie gegen den Geliebten, als sie ihr stolzes Herz verstockt und diesen Ausweg verschmäht? Sie hatte sich selbst vorgelogen, daß sie aus zarter Rücksicht gehandelt, aber war es nicht vielmehr eitler, thörichter Stolz gewesen?.... Eitelkeit und Stolz gegen ihn, von dem sie sich geliebt wußte, den sie liebte, seit sie denken konnte!

Ja, seit sie denken konnte! Der sanfte Glanz dieser blauen Augen leuchtete tief in ihre Kinderzeit hinein. Es war wie eine Vorbedeutung dessen, was er ihr später werden sollte, daß sie den blonden, sanften und doch so ernsten, fast männlichen Jüngling an dem Tage kennen gelernt, da über ihr Herz der erste große Schmerz gekommen.

Es war dies nicht der Tag, der ihr die Mutter geraubt; die kleine Sophie hatte nie den Tod ihrer Mutter beweinen müssen, aber sich auch nie ihrer Liebe freuen dürfen; die Baronin war gestorben, als das schöne, zart Kind mit den großen schwarzen Augen eben den Mutternamen stammeln gelernt.

Fremde hatten sie aufgezogen, gemiethete Liebe hatte den zarten Körper gepflegt, bezahlte Sorgfalt die junge Seele behütet; es war ihr damals nie schmerzlich bewußt geworden. Ihre Dienerinnen hatten stets gethan, was sie ihr an den Augen absehen konnten — warum auch nicht? Das Kind war ja so schön, und Baron Lanzenberg bezahlte so gut und prüfte nie eine Rechnung nach und gab nie ein böses Wort —es war der beste Dienst, den man sich wünschen konnte.

War die „kleine Fee" noch so unartig, die Bonnen hielten fein still, denn der Herr Baron wurde sehr verdrießlich, wenn Sophie verweinte Augen hatte; er durfte für sein gutes Geld fordern, daß man sie immer fröhlich erhalte. Dann kam eine englische Gouvernante in's Haus, eine kluge, hagere, ältliche Dame, und in der ersten Zeit mußte das Kind oftmals weinen; Miß Mary fand es ungewöhnlich, daß die Schülerin die Lehrstunden bestimme und ihrer Erzieherin strenge Befehle ertheile; sie hielt an der Ansicht fest, daß das Gegentheil passend sei, aber das dauerte wenige Wochen: der Herr Baron erklärte in bestimmtestem Tone, daß er keine „gemüthlose Härte" gegen sein Kind dulde, und so wurde die Miß bald ebenso gemüthvoll wie die Andern....

Ihr Gewissen war ruhig; es war ja nicht ihre Schuld, wenn sie ihre Pflichten gröblich vernachlässigen mußte, und deshalb zu gehen wäre lächerlich gewesen! Denn wenn sie sich auch heimlich oft genug sagen mochte, daß die „kleine Fee" eigentlich ein launenhaftes, maßlos verzogenes Püppchen sei — das Leben, welches da geführt wurde, glich in seiner Ueppigkeit und Sorglosigkeit wirklich dem am Hofstaat der Titania, und das Schloß vollends war ein echtes Feenschloß; Fürstenau galt mit Recht als die Perle des Donauthales. Schon dieser romantischen Landschaft wegen hätte Miß Mary um keinen Preis den Posten bei Baron Lanzenberg aufgeben mögen!....

Aber es kam doch die Stunde, wo sie das herrliche Schloß verlassen mußte, sie und der Baron und die „kleine Fee". So bitterlich das elfjährige Mädchen auch weinen mochte, diesmal vermochte sogar Baron Guido die Thränen nicht zu trocknen. Und er war doch sonst ein so guter Vater, und nie war er ein besserer gewesen, als eben unmittelbar vor Eintritt dieses betrüblichen Ereignisses....

Ein „guter Vater"!

Die Diener sagten es, Miß Mary sagte es, er selbst sagte es, und er wenigstens war fest davon überzeugt. That er für Sophie nicht wirklich Alles, was in seiner Kraft stand? Er sparte kein Geld, er sah streng darauf, daß sie „gemüthvoll" behandelt werde, und wenn er nur Zeit hatte, so gönnte er sich ja auch gern die Freude, mit dem schönen, zierlichen Kinde zu spielen. Seine Schuld war es nicht, daß er leider so wenig Zeit hatte, und noch viel weniger konnte es ihm böse angerechnet werden, daß er sie so und nicht anders erziehen ließ; mehr Verstand, als man hat, kann man nicht aufwenden, nicht einmal für sein einziges Kind.

Nein, Baron Guido war damals noch nicht schlecht, vielleicht sogar nicht um Vieles leichtsinniger, als in seinen Kreisen üblich; er war nur eben ein schwacher beschränkter Mann, aufgezogen in den Traditionen seines Standes; der geschäftige Müßiggang, die noblen Passionen hatten früh unterdrückt und ausgemerzt, was etwa an tüchtigen Trieben in ihm war; er haßte den Ernst des Lebens und begriff ihn nicht. Er lachte gern, für sein Leben gern, und war daher am liebsten dort, wo es am lustigsten herging: im Winter in Wien, im Sommer in den Spielbädern, im Herbste auf den Rennplätzen — ach, er war so beschäftigt, der gute Baron. Wenn ihn seine Verwalter aufsuchten, hatte er niemals Zeit und hörte sie ungeduldig an, und als sie gar von Jahr zu Jahr trübere Gesichter schnitten und immer unangenehmere Berichte erstatteten, da ließ er sie gar nicht mehr vor; er konnte nun einmal nichts Trauriges sehen und hören! Und was sie ihm zu sagen hatten, wußte er ohnehin: es gehe mit Geld und Gut zu Neige, das war das ewige Lied! Du guter Gott, das mochte ja auch wirklich wahr sein, aber was konnte er dagegen thun? Weniger brauchen? Nun, er war ja ohnehin kein „Verschwender", er lebte nicht besser, als eben für einen Lanzenberg unumgänglich nöthig, und was konnte es schließlich nützen? Entweder malten diese verdrießlichen Menschen in ihrem Diensteifer seine Lage zu schwarz, und dann kam es ja nicht darauf an, ob er diesmal noch nach Wiesbaden ging oder nicht; oder sie sprachen wahr, und dann bekamen eben einst die Wucherer weniger; in diesem Falle wäre es geradezu Sünde gewesen, die Reise zu unterlassen!

Und denselben Kalkül stellte dieser liebenswürdige heitere Mann durch drei Jahre hindurch regelmäßig auch im Herbste an, wenn er überlegte, ob er die Rennen diesmal noch mitmachen sollte, und im Winter, ehe er über die Reise nach Wien schlüssig wurde. Und dann that er stets, wie er bisher gethan, und hörte immer häufiger die Wucherer an und seine Verwalter gar nicht mehr, bis er an einem schönen Frühlingstage auf dem Schlosse Fürstenau endlich einen Besuch erhielt, der empfangen werden mußte, so unangenehm er auch war. Denn der grämliche Mensch war leider ein k. k. Gerichtsbeamter und las dem Baron ein langes Schriftstück vor, wonach über sein gesammtes bewegliches und unbewegliches Vermögen der Konkurs eröffnet sei, und noch obendrein, wie bei jedem Konkurse, eine gerichtliche Untersuchung, um festzustellen, ob er nicht seine Gläubiger leichtsinnig oder gar böswillig geschädigt.

Ueber diesen letzteren Beisatz mußte der Baron von Herzen lachen; er, ein Lanzenberg, in gerichtlicher Untersuchung — es war zu komisch! Und was den Konkurs betraf, so lachte er zwar nicht, aber noch minder grämte er sich; der Schlag kam ja nicht unerwartet; er hatte ja immer zugegeben, es sei wohl möglich, daß seine Verwalter Recht hätten! Auf die Reise nach den Spielbädern mußte diesmal allerdings verzichtet werden, aber auch in Fürstenau war es ja schön genug, wenn auch verdammt langweilig; man mußte eben aus der Noth eine Tugend machen, ein idyllisches Leben führen, ein noch viel besserer Vater und Gutsherr werden, als man ohnehin gewesen. Die Verwandten seiner verstorbenen Gattin schrieben allerdings unangenehme Briefe; sie machten ihm Vorwürfe, daß er die Tochter des väterlichen Vermögens beraubt; sie warnten ihn, jemals auf das mütterliche Erbtheil des Kindes zu hoffen; sie betonten, daß eigentlich nur ihr Opfermuth den Gläubigern gegenüber jener gerichtlichen Untersuchung eine günstige Wendung gegeben. Aber was lag ihm an diesen Menschen?! — er las zwei ihrer Briefe, die übrigen benutzte er, ohne sie zu lesen, als Fidibus.

So verging der Sommer in harmlosen Freuden, aber der Herbst brachte wieder unangenehme Besuche. Da kamen plebejische Menschen und prüften jedes Stück der Einrichtung, man mußte sie empfangen, weil sie lakonische Empfehlungsbriefe vorwiesen, an denen das Gerichtssiegel prangte. Und endlich erschien auch jener unhöfliche Beamte wieder und las abermals ein Schriftstück vor, welches diesmal sehr kurz war: für Schloß und Herrschaft Fürstenau habe sich endlich ein Käufer gefunden, und der Herr Baron habe daher, bei Vermeidung von Zwangsmaßregeln, die freie Wohnung, welche ihm seine Gläubiger bisher belassen, binnen drei Tagen zu räumen.

Das war dem Baron unangenehm, aus mehrfachen Gründen. Erstlich wohnte er selbst alljährlich gern einige Wochen in Fürstenau, und dann hing das Kind so sehr an diesem Schloß, und drittens — der dritte Grund war eigentlich der unangenehmste! Er besaß von allen seinen Schlössern keinen Stein, von allen seinen Gütern keinen Grashalm mehr, und sein sonstiges Vermögen bestand momentan in einer Hundertguldennote, dem Reste eines größeren Betrages, welchen ihm seine Verwandten im Frühling zugeschickt mit dem ausdrücklichen Bemerken, er habe keinen Heller mehr von ihnen zu erwarten. Er kannte diese „Knicker", er wußte, daß sie ihre „Drohungen" buchstäblich zu erfüllen pflegten; wohin sollte er nun mit dem Kinde und dem ganzen Hausstande? Sophie hatte allerdings von der Mutter ein stattliches Vermögen geerbt, etwa eine Viertelmillion Gulden, aber es war in Werthpapieren angelegt, und die Disposition hierüber stand nicht ihm allein zu; das Testament der Verstorbenen hatte ihm eine Vormünderin an die Seite gegeben, ihre Cousine, die verwittwete Baronin Agnes von Thernstein.

Die düstere, energische Frau war dem lustigen Baron unsympathisch; er hatte übrigens auch noch triftigere Gründe dazu, als den Gegensatz der Charaktere. Agnes war die Einzige gewesen, die ihm schon vor langen Jahren rundweg erklärt, sie könne ihn nicht achten; er sei ein leichtfertiger Mensch und durchaus kein „guter Vater" — im Gegentheil, auch darin schwach, herzlos und unvernünftig, wie in jeder anderen Beziehung; das Kind müsse verderben unter solchen Händen! Und dies Alles, nachdem sie die „kleine Fee" kaum eine Stunde beobachtet, also natürlich aus purer Bosheit. Nun, er hatte ihr seine Meinung auch gründlich gesagt und sich schließlich jede Einflußnahme verbeten. Die Baronin hatte seither weder ihn, noch die Kleine wiederzusehen gewünscht; sie hatte ihn sogar nicht empfangen, als er ihr vor zwei Jahren, allerdings nicht gerade aus Versöhnlichkeit, sondern um ein kleines Darlehen zu erhalten, auf ihrem Schlosse Petrowitz in Böhmen die Ehre seines Besuches erwiesen — er war fertig mit ihr, fertig für's Leben!....

Der Baron dachte, nachdem ihn der Beamte verlassen, eine halbe Stunde lang ernsthaft nach—etwas Unerhörtes in seinem Leben!—dann war er wieder gefaßt. Drei Tage konnte er ja noch in Fürstenau bleiben, drei volle Tage, was konnte sich da Alles ereignen?! Er war wieder lustig; der erste Tag verging in gewohnter Idylle, aber am zweiten mußte er sich doch wohl oder übel entschließen, Miß Mary zu sagen, daß sie morgen das Schloß für immer verlassen müßten.

Die Gouvernante war keineswegs erstaunt, sie kannte den Ruin des Grafen, hatte Zeit gehabt, ihre Vorbereitungen für alle Fälle zu treffen und fragte daher nur kaltblütig:

„Bleibe ich in Ihren Diensten?"

„Hm!" Der Baron räusperte sich verlegen,—„aber warum denn nicht," dachte er dann....

„Natürlich!" rief er. „Es sei denn, daß Sie selbst...."

„Ich bleibe, so lange ich mein Gehalt pünktlich erhalte," erwiderte sie. „Wohin reisen wir?"

„Hm!" Der Baron räusperte sich wieder, diesmal verlegener, als früher.

„Nach — Wien!" sagte er dann zögernd.

„Natürlich nach Wien!" wiederholte er mit größter Sicherheit, „wohin denn anders!"

Er hatte allerdings keine Ahnung, was er in Wien beginnen sollte, aber irgend ein Ort mußte es ja schließlich sein, warum nicht diese schöne und lustige Stadt?!....

„Das war ein guter Gedanke!" sagte er stolz, und war wieder fröhlich, bis die kleine Sophie eintrat.

„Ist es wahr, was Miß Mary sagt?" fragte sie trotzig.

Er konnte es nicht leugnen.

„Ich aber gehe nicht fort!" rief sie. „Ich bleibe in Fürstenau!"

Vergeblich bot er seine Beredtsamkeit auf und malte die große Stadt in den bezaubernsten Farben, sie verharrte bei ihrer Erklärung, und als er nun doch „Nein!" sagen mußte, fing sie heftig zu weinen an.

Der schwache Mann weinte mit, zum ersten Male übermannte ihn das Bewußtsein der Schuld und Reue; seine Thränen waren aufrichtig, aufrichtiger als jene des kleinen Fräuleins. Denn nachdem es fünf Minuten geschluchzt und der Vater doch bei seinem Entschlusse blieb, versiegten plötzlich die Thränen; Sophie war maßlos erstaunt, zum ersten Male hatte ihr Weinen nicht gewirkt!.. Erst nachdem sie sich überzeugt, daß dies Unmögliche möglich geworden, glaubte sie auch an den Abschied von Fürstenau, und der Schmerz um ihren Lieblingsort, die trotzige Empörung versetzten sie in einen Zustand, der an Raserei grenzte. Heulend warf sich das ungeberdige Kind zur Erde nieder, zerwühlte sein Haar und weinte Thränenströme....

Da fühlte sie sich plötzlich unsanft emporgehoben, vor ihr stand eine fremde Gestalt, eine hochgewachsene, schwarz gekleidete Dame und blickte sie mit zürnenden Augen an, daß sie erschreckt zum Vater flüchtete.

Aber dieser vermochte ihr keinen Schutz zu gewähren, er starrte die Erscheinung, die so plötzlich aufgetaucht, mit schier noch größerem Schrecken an....

„Führe das Kind hinaus, Georg," sagte die fremde Dame, und darauf trat ein schlanker Jüngling hervor, der bisher im Hintergrund gestanden, beugte sich zu der Kleinen nieder und sagte sehr freundlich:

„Nicht wahr, Sophie, Du fürchtest Dich nicht vor mir?"

Sie erwiderte nichts und begann nur noch heftiger zu weinen, aber als er ihre Hand ergriff, da sträubte sie sich nicht und folgte ihm....

Drinnen gab es eine lange, peinliche Erörterung. Die Baronin Agnes bestand darauf, das Kind zu sich zu nehmen; welche Erziehung es bisher erfahren, habe sie nun mit eigenen Augen gesehen. Guido widersprach; in aller Demuth, aber hartnäckig; imponiren konnte er dieser Frau nicht, so verlegte er sich auf's Bitten und wiederholte immer wieder, sein Vaterherz werde die Trennung nicht ertragen. Die Baronin zweifelte zwar im Stillen nicht, daß die Sorge um die eigene Zukunft die Zärtlichkeit für sein Töchterchen bedeutend erhöhe, aber er war nun einmal der Vater und zudem der gleichberechtigte Vormund, an dessen Einwilligung sie gebunden war.

So kam schließlich ein Kompromiß zu Stande. Er willigte darein, daß aus dem Vermögen seiner Tochter das Gut Benkendorf angekauft werde, eine kleine Besitzung in der Nähe von Petrowitz, welches eben feil war; auch überließ er der Baronin die Wahl der Erzieherin und die Ordnung des neuen Hausstandes, hingegen sollte er aus den Erträgnissen des Gutes eine kleine Rente erhalten und berechtigt sein, seinen Wohnsitz gleichfalls in Benkendorf zu nehmen.

„Das sind harte Bedingungen!" klagte er.

„Bessere, als ich eigentlich vor meinem Gewissen verantworten kann," erwiderte sie hart und rief nach ihrem Sohne.

„Georg!"

Die unglückliche Frau, die da im verdunkelten Zimmer den Fügungen ihres Lebens nachsinnt, hört den Ruf wieder im Ohr, so laut und deutlich, als wäre er soeben von der Freitreppe des Schlosses zu Fürstenau hernieder erklungen, als wären die siebzehn Jahre, die seither verflossen, ein Traum gewesen, und sie fahre, ein elfjähriges Mädchen, mit ihrem milden, gütigen Beschützer wieder im Nachen auf dem kleinen See. Sie weint nicht mehr und trotzt nicht mehr; still und heiter sitzt sie auf dem Bänkchen ihm gegenüber und lauscht, was er ihr erzählt. Er ist an die Wasserlilie herangerudert und hat ihr gewiesen, wie die schlanke Blume aus der grünen Fluth emporwachse, die Wurzel, den Stengel, die Blüthe; jedes Blättchen, jedes Staubfädchen bekommt Leben, während er es beschreibt, und regt sich; es ist kein Märchen, was er ihr erzählt; sie kann Alles sehen und mit den Händen greifen, und doch! so schön ist ihr noch nie ein Märchen erschienen.... Dann beginnt er von den Libellen zu erzählen, die schillernd im Zickzack über die leise bewegte Fluth huschen, von den Marienfädchen, die langsam in den klaren Lüften dahinschwimmen. Dem kleinen Mädchen wird schier zauberhaft zu Muthe, sie hat nicht geahnt, daß man nur die Augen aufzuthun brauche, um so Schönes zu sehen....

„Georg!"

Mitten in jene Freuden klang der Ruf und schnitt sie entzwei:

Dort droben stand die Fremde und blickte hinab; fast reute es sie, die Beiden gestört zu haben, es war ein wundersames Bild, welches sie überschaute — der weite Park, geschmückt mit all der stillen, wehmüthigen Schöne der Herbstzeit, der kleine, schimmernde See und im Nachen die beiden jungen, frischen, unschuldigen Menschenkinder....

Ihr Auge wollte sich feuchten, dann aber schüttelte sie finster das Haupt; hatte sie jählings eine Ahnung überkommen, die ihr Herz beklemmte?!

Sie wiederholte den Ruf schärfer und lauter.

Aber der Jüngling ruderte schon dem Ufer zu und sprach dabei ermuthigend zu der kleinen Gefährtin, welche scheu nach der Fremden blickte.

Sie zögerte, ans Land zu treten, dann blieb sie unschlüssig am Ufer stehen, und als die Baronin auf sie zukam, erblaßte ihr Gesichtchen.

Aber diese blickte nicht mehr zürnend, wie früher und beugte sich liebreich zu ihr nieder:

„Ich habe Dich lieb, Sophie, ich bin Deine Tante Agnes, willst Du mit mir kommen?"

„Und Papa?"

„Kommt nach!"

Die Kleine stand unschlüssig.

„Und der da?" fragte sie und wies auf Georg.

„Bleibt bei uns!"

„Dann geh ich mit!" rief sie rasch und faßte seine Hand. Die Baronin blickte den Sohn gerührt an, ihre Augen leuchteten vor Mutterstolz.

„Du sollst es auch nie bereuen, Kind!" sagte sie bewegt.

Dann aber ward der Ausdruck ihrer Züge hart und entschlossen. Sie schritt ins Haus zurück und ordnete das Nöthigste. Die Dienerschaft wurde entlassen, ebenso Miß Mary. Der Baron erhielt einen kleinen Vorschuß, nicht ansehnlich genug, um ihn irgendwie zu trösten, er weinte beim Abschied bitterlich. Auch Sophie zerfloß in Thränen, als sie mit sinkender Sonne neben der Baronin im Reisewagen aus dem Schlosse fuhr, hinweg von den heiteren Ufern des Stromes, gegen Norden, dem Böhmerwald zu.

Georg saß ihr gegenüber, er gönnte ihrem jungen Herzen, über welches heute so viel gekommen, die Erleichterung, sich recht auszuweinen, bis sie endlich ermüdet in Schlummer fiel. Wenn sie zuweilen, durch ein Geräusch der nächtlichen Fahrt erweckt, die Augen aufschlug, sah sie im Mondlicht sein Antlitz ihr zugewendet, und sie lächelte und schlummerte wieder ein....

Das war der erste Tag gewesen, den sie mit Georg verbracht; es waren ihm noch viele, viele gefolgt, wo er immer ihr Tröster und Helfer geblieben, zuerst in Petrowitz, dann, als der Kauf geschlossen, das kleine Schloß eingerichtet war, in Benkendorf.

Es war eine harte Zeit für das trotzige, verwöhnte Kind; Papa kam nur selten und für wenige Tage, die neue Gouvernante verlangte strengsten Gehorsam und strafte unerbittlich; mit starker Hand ward das Unkraut aus der jungen Seele ausgerodet. Die einzigen Lichtblicke in diesen bösen Tagen waren die Besuche Georgs; sie jubelte auf, wenn er aus Petrowitz herüber geritten kam, ihm gehorchte sie willig....

Warum? Sie hatte damals nie darüber gegrübelt und sich auch später den räthselhaften Zauber, den er auf sie geübt, nicht völlig zu erklären gewußt. Hatte ihn die junge Seele vom Augenblick der ersten Begegnung vorahnend geliebt, wie das Weib den Mann liebt, lieben müssen, ohne es zu ahnen und zu wollen? Und er — trieb ihn nur jene Herzensgüte, die er gegen Jedermann bewährte, sich des vereinsamten Kindes anzunehmen, oder war es auch seinerseits ein dunkler Instinkt, ein Vorgefühl der Liebe?....

Wie dem auch gewesen, ihr ward sein Einfluß zum Segen, vielleicht wäre sie sonst in ihrem Trotze gebrochen, aber nicht gebeugt worden. Zwei Jahre hindurch war er ihr Lehrer und Tröster, es war die Zeit, wo er seine eigene wissenschaftliche Ausbildung vollendete und gleichzeitig die Landwirthschaft praktisch erlernte.

(Fortsetzung folgt.)

— Beim Wort genommen. „Mann! Du bist schon wieder betrunken! Welche Schande! Du solltest Dich vor Scham unter die Erde verkriechen!" — „So gieb schnell den Kellerschlüssel her!"

Italienische Geheimbünde.

Die sensationelle Erdolchung des Italieners Flaccomio vor dem Cooper-Institut in New York und die Entdeckung, daß derselbe Mitglied eines unter dem Namen „Mafia" bestehenden Geheimbundes war, dessen Geheimnisse er theilweise verrieth, haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf solche Verbindungen gelenkt. Von jeher waren die Italiener, schon nach dem Zeugniß Machiavellis, zu geheimen Bündeleien aller Art geneigt, und es gibt auch gegenwärtig eine ganze Anzahl derartiger Gesellschaften politischen oder nichtpolitischen Charakters unter ihnen. Die politischen Geheimbünde wollen wir diesmal aus dem Spiel lassen, — „Mafia" hat anscheinend nichts mit der Politik zu thun oder bedient sich derselben höchstens gelegentlich als Mittel zur Ausübung von Verbrechen.

Seit vielen Jahren bestehen im Süden des Königreichs Italien zwei große Verbindungen zur Verübung von Raub und Diebstahl: „Camorra" und „Mafia". Erstere hat ihr Hauptquartier in Neapel, letztere in Palermo, Sicilien. Ihre Blüthezeit erreichte die „Camorra" in den Tagen der Bourbonenkönige; sie zählte damals 30,000 Mitglieder. Nach der Vereinigung der italienischen Länder zum Königreich Italien wurde die Macht dieses Bundes zum großen Theile gebrochen, indeß existirt derselbe noch heute. Auch „Mafia" ist geschwächt worden, ohne vernichtet werden zu können.

Man darf bei diesen Bünden nicht blos an gewöhnliche Raubanfälle u. dergl. denken; die spielen noch die untergeordnetste Rolle. Man sagt, daß kein Mitglied der „Camorra", nicht einmal die Führer, lesen oder schreiben könne; dabei haben sie aber den Raub in ein wirklich „wissenschaftliches" System gebracht. Eine Anzahl Jungen (garzoni) werden zu allerlei kleinen Räubereien dressirt; sie sind die „Lehrlinge" der Organisation, welche den Profit ihrer „Lehrlingsarbeiten" an sich zieht. Seine Haupteinnahme jedoch erzielt der Bund aus einem Einschüchterungs- und Erpressungssystem. 30 Jahre hindurch, von 1830 bis 1860 beherrschte diese Organisation, welche ihre Agenten und Emissäre in den Banken, in den großen Handelshäusern und sogar im königlichen Palaste hatte, thatsächlich Neapel und schaffte ihrer Macht mit eiserner Faust Geltung; an der Spitze des Bundes stand ein Großrath von 12 Männern aus jedem der 12 verschiedenen Stadttheile von Neapel. Händlern wurde durch Zusendung von Mordrohungen Geld ausgepreßt; die Landleute, welche ihre Producte in die Stadt brachten, die Fuhrleute und Kutscher, die Zeitungsjungen, die Diener, ja sogar Bettler, Diebe und Hazardspieler, — sie alle mußten den zehnten Theil von ihrer Einnahme an die „Camorra" in der einen oder anderer Form entrichten! Zu groß und weit verzweigt war damals die Macht der Organisation, als daß die Gebrandschatzten es gewagt hätten, bei irgend einer Instanz Anzeige zu machen und Hilfe zu suchen. Groß und Klein war dieser Bande tributpflichtig. Da und dort wurden auch die Priester besteuert. Die „Camorra" hatte ihre eigene Polizei, welche mehr leistete, als die reguläre, und für den gezahlten Tribut den Betreffenden auch Schutz gewährte, den Widersetzlichen aber ein Schrecken war. Zwei Strafen verhängte die Gesellschaft: „sfegio", d. h. Bearbeiten mit dem Rasirmesser, sodaß der Betreffende auf Lebenszeit verstümmelt war, und „coltellata" oder Stoß mit einem Messer behufs Tödtung oder auch schwerer Verwundung. Zur Vollstreckung dieser Strafen wurde innerhalb des Ordens ein besonderer Grad organisirt. Die Gesellschaft wurde schließlich so mächtig, daß Kaufleute sie als Erpreßgesellschaft zur Exportirung von Waaren benutzten und bezahlten. Schmuggel und Falschmünzerei standen ebenfalls unter ihrem Schutze. Bald nach Einverleibung Neapels in das Königreich Italien führte General Lamarmora einen Vernichtungskrieg gegen diese furchtbare Bande und legte sie ziemlich lahm; die Führer wurden eingekerkert, und Tausende der Mitglieder verbannt. Viele der Verbannten sind unzweifelhaft nach Amerika gekommen und folgen hier ihren alten Gewohnheiten.

Der Räuberorden „Mafia" war einst auf Sicilien ebenso mächtig, wie „Camorra" in Neapel. Zu seinen Praktiken gehört ebenfalls Erpressung, — im Gegensatz zur „Camorra" jedoch besteuert er nur die Reichen. Noch vor wenigen Jahren standen in Sicilien ganze Gemeinden thatsächlich unter der Herrschaft dieses Bundes. Das Schicksal Flaccomios in New York scheint zu zeigen, daß die Rache dieses Bundes überall zu fürchten ist.

Ein angenehmes Oertchen.

Zu den merkwürdigsten Plätzen im Staate New Jersey gehört Tremley's Point, — eine schmale Hochland-Zunge, welche sich in die „Wiesen", die an den Sund von Staten Island grenzen, weit hinein erstreckt. Sie bildet den einzigen festeren Boden auf mehrere Meilen nördlich und südlich und führt ein sehr abgeschlossenes Dasein, zumal man von der nächsten Bahnstation noch eine gute Strecke laufen muß, um hierher zu gelangen. Diese Abgeschlossenheit aber hat ihre eigenen Vortheile; nicht blos kehren die Jäger und Fischer massenhaft hier mit Vorliebe ein, da die benachbarten Salzwiesen ausgezeichnete Schnepfen- und Enten-Jagdgründe bilden, sondern auch viele durstige Seelen aus New Jersey und New York leisten sich hier etwas Geistiges zu Zeiten, wo sie sonst weit und breit nichts haben können.

Denn hier sind sie ungestört, hier finden sie völlige Ruhe vor den Spürnasen und Luchsaugen der verkappten und unverkappten Vertreter der heiligen Hermandad. Man darf sich allerdings nicht vorstellen, daß ganze Massen auf einmal hier dem „geistigen" Vergnügen fröhnten; dazu ist der Platz zu abgelegen und unbequem. Aber jeder Jägers- und Fischersmann und noch so mancher Andere, der hierher kommt, leistet sich einen guten Tropfen. In „Denzlers Hotel" sammeln sich diese schönen Seelen. Herr Denzler, ein jovialer alter Deutscher und ein leidenschaftlicher Geflügel- und Katzenzüchter, wird schon seiner originellen Manieren halber viel aufgesucht. Er ist der Mittelpunkt dieser „Oase".

„Professor Mezzeroff", der angebliche Russe und Nihilist in New York und früher sehr bekannt als Dynamitlehrer der Irländer und Factotum von O'Donovan Rossa, ist seit Kurzem republikanischer Zeitungsherausgeber daselbst geworden. Dem Campagnecomite, das ihn in Dienst genommen, kann zu dieser Wahl nicht gratulirt werden. „Mezzeroff" hat einen sehr interessanten Lebenslauf; er ist ein geborener Irländer aus Belfast, nannte sich früher Dr. Rogers, war Eigenthümer eines Patents für einen Proceß zur Einbalsamirung von Leichen, beschäftigte sich dann mit dem Ankauf ranzig gewordener Butter, die er durch chemische Kunstmittel wieder genießbar machte, trieb sonstigen Humbug und legte alle seine Einkünfte aus demselben in Schnaps an. Vor langen Jahren soll er auch Geistlicher in Belfast gewesen sein.

— Ueber das Kirchspiel Welikogubs, Gouvernement Olonezk, ist der große Belagerungszustand verhängt worden, und fünf Dörfer mit unaussprechlichen russischen Namen seufzen schwer unter seiner Last. In des Waldes tiefsten Gründen liegen diese unseligen Ortschaften; mehrere hundert Kilometer im Umkreise sind sie von dichten Forsten umgeben, und diese sind in letzter Zeit zum Tummelplatz zahlreicher Bären geworden, welche in Heerden von 6—8 Stück umherlaufen, die Felder zerstampfen, den Bienenstöcken nachstellen und weit und breit die Gegend unsicher machen. „Die Wälder hallen von den Klagen der ruinirten Bauern wider," erzählt das Olonezker Kreisblatt, „da die Bären das Vieh zerreißen — und die Menschen wie in einer cernirten Festung eingeschlossen haben. Die Männer wissen sich noch insofern zu helfen, als sie ihre vielen Mußestunden glücklich in den Dorfschenken todtschlagen, desto schlimmer sind aber die armen welikogubsker Frauen daran, welche zwischen ihren vier Pfählen eingeschlossen bleiben und selbst auf Pilze, Beeren und ähnliche feine Leckerbissen, die sonst drei Schritt vom Dorfe in Hülle und Fülle zu haben waren, gänzlich verzichten müssen. Der Gouverneur von Olonezk denkt, an der Spitze der im Gouvernement cantonirenden Truppen zum Entsatz des von Bären belagerten Welikogubsk zu eilen. Die glorreiche russische Armee wird, nach unserer festesten Ueberzeugung, auch diesmal den Sieg an Rußlands Banner zu fesseln wissen!" Vielleicht gelingt es, die Bären lebendig zu fangen und von Regierungswegen anzubinden.

— Die Gattin des Porträtmalers N. in Paris, eine ob ihrer Schönheit weitberühmte Dame, erkrankte vor einigen Monaten in äußerst gefährlicher Weise an den Pocken. Als die Dame genas und sich zum ersten Male in dem Spiegel sah, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß die fürchterliche Krankheit bleibende Spuren in ihrem Gesichte zurückgelassen, daß ihre Rosenwangen durch zahllose kleine Narben zerrissen waren. Die Dame verfiel in tiefe Melancholie und ihr Gatte, der sie zärtlich liebt, kam endlich auf den rettenden Gedanken, seine Kunst als Trösterin herbeizurufen. Er, der seine Gattin im Vollbesitze ihrer Schönheit schon unzählige Male gemalt, stellte nun ein neues Portrait von derselben her, an welchem sein Pinsel auch nicht eine einzige der kleinen Narben schuldig blieb. Trotzdem aber ist das Antlitz der jungen Frau von so hinreißendem Liebreize erfüllt, daß alle, die das Bild sahen, enthusiasmirt waren. Durch diesen Erfolg hat sich nun die junge Künstlersgattin mit ihrem Schicksale versöhnt und ihrem Gemahl die Erlaubniß gegeben, das Bild im nächsten „Salon" unter dem Titel „Die Reconvalescentin" auszustellen.

— Aus Elsaß-Lothringen, 9. Oct., wird geschrieben: Es ist eine schon oft erwähnte und besprochene Thatsache, daß Jahr für Jahr aus allen Schichten der reichsländischen Bevölkerung eine beträchtliche Anzahl von jungen Leuten das Reichsland in der ausgesprochenen Absicht verläßt, sich der Militärpflicht im deutschen Heere zu entziehen. Eingehende Erhebungen und Beobachtungen haben nun ergeben, daß ein großer Theil dieser Ausreißer sich aus solchen Knaben zu recrutiren pflegt, welche von ihren Eltern zu ihrer Ausbildung in französische Schulen geschickt worden waren. Dieselben scheinen dort in dem Hasse gegen alles Deutsche planmäßig großgezogen zu werden und können sich daher nach ihrer Rückkehr in die Heimath nicht mehr in die hiesige Ordnung der Dinge hineinfinden. Namentlich können sie sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, in das deutsche Heer eintreten zu müssen. Sie bestürmen sodann ihre Angehörigen so lange, bis diese ihnen den vor erreichtem 17. Lebensjahre anstandslos zu erhaltenden Auswanderungsschein erwirken. Häufig genug gehen sie auch ohne Einwilligung der Eltern und ohne jenen Schein über die Grenze. Aber auch diejenigen, welche mehr oder weniger nothgedrungen im Lande verbleiben, sind für das Deutschthum eine zweifelhafte Errungenschaft, insofern sie die infolge ihrer französischen Erziehung aufgenommenen Vorurtheile gegen deutsche Einrichtungen nie mehr ganz los werden können und deshalb bei ihren Landsleuten das aufreizende Element bilden. Aus Vorstehendem geht zur Genüge hervor, welches Interesse die Regierung daran hat, die Erziehung der jungen Elsaß-Lothringer in französischen Schulen auf das geringste Maß zu beschränken. Leider fehlte es bisher an einer gesetzlich klar ausgedrückten Handhabe, um ein Vorgehen in diesem Sinne zu ermöglichen. Eine solche ist nun unlängst durch eine Entscheidung des Oberlandesgerichts zu Colmar geboten, wonach das unterm 18. April 1871 erlassene Gesetz über Einführung des Schulzwanges in Elsaß-Lothringen dahin genauer bestimmt wird, daß demselben nicht genügt wird, wenn die Kinder eine beliebige Schule besuchen, sondern nur dann, wenn dieselbe eine den Anforderungen der deutschen Volksschule entsprechende Ausbildung gewährt. Da selbstverständlich die französischen Schulen, zum mindesten in Bezug auf den deutschsprachlichen Unterricht, dieser Anforderung wohl nirgends zu entsprechen vermögen, so dürfte von jetzt ab nur in vereinzelten Fällen die Erlaubniß zum Besuche solcher Schulen ertheilt werden können.

— Sehr mausig und protzig macht sich das „Deutsche Adelsblatt, Wochenschrift für die Aufgaben des christlichen Adels", angesichts der Besprechungen der Presse über den Rittertag in Sonneburg. Ganz als wenn wir noch im Mittelalter lebten, schreibt dieses Blatt: „Rechter Bürger, rechter Bauer, aber nicht weniger rechter Edelmann, sind die Grundpfeiler jeder wohlorganisirten und zumal jeder monarchischen Gesellschaft....So gut wir keinen Augenblick Anstand nehmen, dem Bürgerthum, wie nicht minder dem deutschen Bauernthum eigenartige Vorzüge einzuräumen, nehmen wir solche, damit aber auch eine besondere Gesellschaftsmission für den historisch meist entwickelten Stand, für die große Gemeinschaft der Schildgeborenen in Anspruch." — „Schildgeborenen" ist gut. Oder soll es „Schuldgeborenen" heißen?

— Der Ernennung des Prinzen Heinrich, des Bruders des Kaisers Wilhelm, zum Korvetten-Kapitän in der österreichischen Marine wird große Bedeutung beigelegt, da dies der erste Fall ist, daß einem fremdländischen Prinzen eine Charge in der österreichischen Flotte verliehen wird.

— In einer Volksschule stattet ein Schulinspektor seinen Besuch ab. Er trägt dem Lehrer auf, in Botanik zu examiniren. „Nennt mir die hauptsächlichsten Producte unserer Provinz." — Stillschweigen. — „Nun, eines wenigstens." — Stillschweigen. — „Du, Peter, nenne mir doch eine Pflanze vom Felde." — Peter: „Heu!" — „Nun, mit der Botanik scheint es schwach bestellt zu sein; gehen wir zur Geographie über," sagt der Schulinspektor. — Der Lehrer fragt: „Wo liegt Wien?" — Allgemeines Stillschweigen. — „Nun, Du Kleiner, hilft der Inspektor nach, „Du wirst doch wissen, wo Wien liegt?" — „Nein, Herr Inspektor, wir haben bis jetzt blos Europa gehabt."

Ehejahreszeiten.

In der Liebeszeit
Trug Sie Frühlingskleid,
Während auf dem Hochzeitstag
Schon der schwüle Sommer lag.

In den Flitterwochen
Herbst war angebrochen
Und im Ehstand dann
Kam der Winter an!

— Man muß überaus vorsichtig in der Wahl seiner Gläubiger sein! Ein junger Fabrikant in Wien hatte sich vor Kurzem mit einem der hübschesten Mädchen verlobt. Der Vater Paulas galt für überaus reich, und die junge Dame hatte etwas so Liebreizendes in ihrem Wesen, daß Alfred, der Bräutigam, sich für den glücklichsten Menschen der Erde hielt. Seine Braut war fast ebenso alt wie er, doch wer sie sah—und Alfred sah sie täglich mit neuer Bewunderung—mußte sie noch immer für ein Bild frischester Jugend halten. Wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen der reizendsten Perlenzähne, und diese im Verein mit zwei niedlichen Grübchen in den Wangen ließen das hübsche Gesichtchen bedeutend jünger erscheinen, als es in der That war. Und sie wußte dies recht gut und geizte deshalb auch gar nicht, ihre „Perlen" zu zeigen. Vor wenigen Tagen traf nun Alfred, als er sich eben zu seiner Braut begeben wollte, einen alten Schulfreund. Sie hatten sich Beide lange nicht gesehen, und wenn der junge Fabrikant auch erklärliche Eile hatte, so ließ er sich doch bewegen, bei einem Glase Pilsener das Wiedersehen zu feiern. „Du hast Dich als Zahnarzt etablirt, hörte ich," begann Alfred das Gespräch, „nun, wie macht sich das Geschäft?"—„Zu thun hab' ich wohl," entgegnete der Gefragte, „aber die Gelder gehen gar so schlecht ein, selbst die reichsten Leute bleiben ein Jahr lang schuldig und machen auch dann noch keine Miene zum Zahlen. So hab' ich beispielsweise im October vorigen Jahres für die älteste Tochter eines reichen Hausherrn aus der Burggasse, Fräulein Paula, ein neues, vollständiges Gebiß angefertigt. Ich dachte bestimmt, den bedungenen Betrag von achtzig Gulden zu Neujahr zu erhalten und — ich hab's noch heute nicht. Jetzt werde ich aber klagen!" Alfred wurde aufmerksam. — „Wie heißen denn die Leute!" fragte er. — „Es ist Herr W.... aus der Burggasse, er gilt als reicher Mann, aber zum Zahlen scheint er keine Hand zu haben. Kennst Du ihn vielleicht?" setzte er leichthin hinzu. Statt aller Antwort trank sein Freund den Rest seines Bieres aus und rief mit Stentorstimme: „Kellner, noch ein Glas, aber schnell!" Der Bierbub hatte das Glas kaum vor ihm niedergesetzt, als er es auch schon mit einem Zuge leerte. Verwundert blickte ihn der Zahnarzt an. „Was hast Du denn nur?" fragte er, nicht ohne ein leises Kopfschütteln unterdrücken zu können. „Was ich habe?" sagte Alfred, „das sollst Du morgen in den Zeitungen lesen. Jetzt laß uns aber bei einem guten Glase Wein unser Wiedersehen feiern." Damit nahm er seinen Freund unterm Arm und verließ mit ihm in fidelster Stimmung das Local.—Den nächsten Morgen war in den Zeitungen folgendes, kurz und bündig abgefaßtes Inserat zu lesen: „Meine Verlobung mit Fräulein Paula W. erkläre ich hiermit für aufgehoben. Alfred M..."

— Nunne: Die Franzosen zerbrechen sich det bisken Kopp, wat ihnen jeblieben is, immer noch darüber, wo eijentlich der Boulanger hinjekommen is und warum er sich so versteckt hält. Jck behaupte aber, das thut er blos aus Reklame for sich, weil er damit sagen will, det er ein Jeneral is, wie man ihn sich erst suchen soll. Na, wenn er man nich den richtigen Augenblick versäumt, um wieder ans Tageslicht zu kommen, sonst passirt es ihm, daß er nachher die Franzosen sucht, wo die sich vor ihm verstecken. Jck hab't aber immer jesagt, wie heeßt das schöne Sprichwort:

Die Pünktlichkeit ist eine Zier,
Doch später kommt man ohne ihr.

— Schon! — Ein alter pensionirter Dorfpolizeidiener kommt zu einem Bekannten in der Stadt zu Besuch. Dort sieht er zu seinem Erstaunen einen Jungen mehr, als er sonst gesehen und neugierig fragt er, woher der Knabe gekommen. „O, sagt die Frau vom Hause, „er ist bei uns in Pension". „Was," ruft der Alte halb neidisch, halb mitleidig aus: „so jung und schon Pension?!"

— Macht der Gewohnheit. — Ein biederer Landmann wird von einem Bekannten angetroffen, wie er, in feiertäglichem Gewand, sich in der Stadt umsieht, dabei gemüthlich einen Wagen ziehend. „Na, Christian," sagte der Bekannte, auf den Wagen zeigend, „Du willst wohl heute noch viel einkaufen?" „Ach nee, entgegnete dieser, „den Wagen hab' ich nur mitgenommen, damit ich was in der Hand hab'."

— Neue Concurrenz.—Nachdem soeben in Spaa der schönsten Frau der Preis in Form eines köstlichen Schmuckes ertheilt worden ist, wird schon wieder eine neue Concurrenz vorgeschlagen. — Für den häßlichsten Mann soll ein Preis von einer Million und für die schönste Frau dieser Mann als Preis ausgesetzt werden. Man setzt dabei voraus, daß er keinen Korb erhalten wird.

— Unter Collegen. — Erster Literat: „Was habt Ihr denn nur gegen meine Gedichte einzuwenden? Habt Ihr noch nicht genug gehechelt?" — Zweiter Literat: „Lieber Freund, es thut mir leid, Dir's sagen zu müssen, aber mit Deinen Gedichten würdest Du keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken!" — Dritter Literat: „Doch! Aber erst müßte er eine Wurst darin einwickeln!"

— Schneidige Antwort. Serenissimus (empfängt den Obermeister der Friseurinnung in Audienz): Ah, ganz recht — dankbare Erinnerung an trübe Tage — sind's ja wohl jewesen, der Uns in der gefährlichen Nervenkrankheit die Haare so geschickt vom Kopfe schor? — Obermeister: Zu Befehl, Euer Durchlaucht — es war der schönste Abschnitt meines Leben!

— Ein Märtyrer des Geruchs. „Sie wollen ausziehen, Herr Müller?" — „Ja, ich kann's nimmer aushalten. Alle Tag kocht eine der Parteien meine Leibspeis' und immer zieht sich der Geruch herauf in meine Wohnung im 3. Stock!" — „Da haben Sie Recht —das haltet' ich auch nicht aus!"

— In Ostende. — Und was führt Sie, den berühmten Kunstenthusiast nach Ostende? Hierher, wo allein die Natur entzückt? — Zu prüfen, wie weit die Kunst der Natur geht!

— Gemüthlich. Gast: „He, Sie Kellner, was ist denn das für eine Bedienung? Ich sitze schon eine halbe Stunde da und bekomme nichts!" Kellner: „Ne, här'n Se aber, wie Sie die Zeit vergeht!"

— Neue Sprachversion. „Da sehen Sie einmal, welch' giftige Blicke diese Dame jenem Herrn dort in der Ecke zuwirft!" — „Ja, ich habe es bemerkt, sie haßäugelt schon längere Zeit mit ihm!"

— Einzige Erklärung. 1. Student: „Denk' Dir, unser Freund Max war gestern im Colleg!" 2. Student: „Was, sauft der auch jetzt unter Tags so, daß er nicht mehr weiß, was er thut!"